

DIESE WOCHE

## Stechuhren

Der Europäische Gerichtshof urteilt: Die Arbeitszeit von Angestellten muss erfasst werden. Was tun, wenn ein beruflicher Gedanke unter der Dusche kommt? Seite 25

## Handelskrieg

China braucht amerikanische Technologie und Käufer. Amerika braucht Kredite aus China. Zerbricht das fragile Gleichgewicht? Eine Erklärung als Comic Seite 26/27

## Nachruf

Niki Lauda war nicht nur ein großer Rennfahrer, sondern auch ein akribischer und erfolgreicher Unternehmer. Nun ist er gestorben

Seite 34



## Tester gesucht!

MARCUS ROHWETTERS  
wöchentliche Einkaufshilfe

Wenn Sie online einkaufen, sind Sie vielleicht schon auf Angebote wie dieses gestoßen: »Produkttester gesucht!« Plattformen vermitteln Gratisprodukte im großen Stil an Tester. Unternehmen bieten Interessenten an, Produkte erst kostenlos zu testen, bevor sie sich zum Kauf oder dagegen entscheiden. Das klingt alles viel zu schön, um wahr zu sein. Und das ist es leider auch.

Die eine Variante ist eher harmlos. »Testen Sie uns, bei Nichtgefallen Geld zurück!« mag positiv beeindrucken, entspricht aber nur dem geltenden Widerrufsrecht. Online bestellte Ware können Sie ohnehin binnen 14 Tagen zurückgeben. Das hat nichts mit einem Test zu tun. Oder gar damit, dass ein Unternehmen wissen will, was Sie über ein Produkt denken. Denn, vertrauen Sie mir: Niemand interessiert sich für Ihre Meinung! Aber alle interessieren sich für Ihr Geld. Beziehungsweise für das Geld Ihrer Verwandten und Freunde.

Das wird in der anderen Variante deutlich. Bei dieser soll man sich auf speziellen Portalen als Produkttester bewerben. So ein Auswahlverfahren ist weniger streng als beispielsweise eines an der Harvard University, woraus Sie Ihre Schlüsse ziehen können. Die Produkttester bekommen Nahrungsergänzungsmittel, Konservendosen, Wandfarben, Sexspielzeug und Wasweißschnochalles zugeschickt. Anschließend sollen sie es empfehlen, denn darum geht es. Die Tester sind so etwas wie Mini-Influencer, die aber nur wenige Leute kennen, die sie beeinflussen können. Deswegen bekommen sie auch keine zyklischen Geldbeträge, sondern werden mit Gratisproben abgespeist. Für die sie dann ihr zahlenmäßig beschränktes Publikum begeistern sollen.

Irgendwann hocken diese Leute inmitten von unnützem Zeug, haben aber Familienmitglieder und Freunde vergault, die die ganzen Testberichte nicht mehr ertragen haben. Das ist der Preis dieser Gratisprodukte. Er ist nicht in Euro zu entrichten. Doch auch für dieses Testergebnis interessiert sich mit Sicherheit niemand.

Von Verkäufern genötigt? Genervt von Werbehohlsprech und Pseudo-Innovationen? Melden Sie sich: quengelzone@zeit.de – oder folgen Sie dem Autor auf Twitter unter @MRohwetter



## Mächtig einsam

Der Aufsichtsratsvorsitzende Paul Achleitner wird für alles verantwortlich gemacht, was bei der krisengeschüttelten Deutschen Bank nicht läuft. Wie geht er damit um? VON UWE JEAN HEUSER

Der Weg zu Paul Achleitner führt durch eine riesige Schiebetür aus verdunkeltem Glas in einen programmierbaren Fahrstuhl, der im 33. Stock von selbst hält. Dort oben wartet ein unwirkliches Ambiente. Still. Selbst die Schritte sind kaum zu hören. Das Geschehen ist wie von Geisterhand gelenkt. Freundliche Empfangsleute begrüßen die Besucher mit Namen, hängen ihre Mäntel in verborgene Nischen, führen sie in einen der großen Besprechungsräume, die an die Chefbüros angrenzen. Die Fensterfront reicht bis zum Boden, davor liegt Frankfurt wie eine Spielzeugstadt. Wie selbstverständlich entsteht hier ein Gefühl von Entrücktheit und Macht.

Irgendwann an diesem Mittwoch Anfang Mai kommt der Aufsichtsratsvorsitzende der Deutschen Bank herein, grüßt mit Handschlag und weist auf einen der Drehstühle am gedeckten Tisch. Während des Gesprächs tragen dienstbare Geister drei Gänge des stets hervorragenden Mittagessens auf und ab. Man könnte fast Paul Achleitners Situation vergessen.

Seit sieben Jahren ist er Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Bank. Seit sieben Jahren geht es abwärts mit dem einst so stolzen und arroganten Finanzkonzern. Der Börsenwert ist pulverisiert. Und nachdem Achleitner zweimal die Chefs auswechselte, ist er nun selbst das erste Ziel für Zorn, Kritik und Hohn. An diesem Donnerstag steigt das jährliche Spektakel der Deutsche-Bank-Hauptversammlung. In einem immer schnelleren Takt folgt ein Aufreger auf den anderen. Mächtige Stimmrechtsberater haben den Aktionären eine harte Empfehlung ausgesprochen: Verweigert dem Vorstand und dem Aufsichtsrat die Entlastung!

Was soll man angesichts immer neuer Tiefstände an der Börse auch erwarten. Mit Achleitner als oberstem Aufseher haben die Anteile der Eigentümer über zwei Drittel an Wert eingebüßt, und vorher lief es schon schlecht. Irgendwann reicht es – wie bei einem glücklosen Fußballtrainer. Eigentlich wollte Achleitner die skandalgeschüttelte Deutsche Bank aufrichten und dafür sorgen, dass Deutschland wieder ein weltweit geachtetes Finanzinstitut bekommt. Er hält das für wichtig. Es sollte seine Lebensleistung krönen. Jetzt ist die Frage, was davon bleibt.

Paul Achleitner tut das, was er am besten kann: Er ringt um Argumente, Ideen, Geschichten. Er kämpft. Mehrmals stoppt er sich selbst, will nicht lamentieren. Dann platzt es doch aus ihm heraus. Er hebt die Arme, dreht sich mit seinem Stuhl nach links und rechts. Dann schaut er sein Gegenüber durch die kleine Metallrandbrille direkt an und lobt sich selbst.

Erst habe er den Aufsichtsrat erneuert, dort starke Ausschüsse zur Begleitung des Managements gegründet und dafür gesorgt, dass andere Ratsmitglieder fünf der neun Gremien leiten und nicht etwa er. »Das gibt es sonst nie.« 2015 habe er dann fast den gesamten Vorstand ausgewechselt. »Damit habe ich mich zur Projektionsfläche für Kritik gemacht.« Die unverhohlene Botschaft lau-

tet: Niemand hätte es besser gekonnt. Und doch wird er jetzt zum Hindernis für Wandel gestempelt. Das trifft ihn besonders, Hindernis für Wandel. Er, der zeit seiner Karriere als Unternehmensberater, Deutschland-Chef der berühmten Wall-Street-Bank Goldman Sachs und Finanzvorstand der Allianz gepredigt hat, dass sich wie in der Evolution alle verändern müssen, Tiere, Menschen, Banken. »Wer sich nicht anpasst, stirbt«, so heißt das bei ihm.

Das mit dem Wandel ist er aber auch selbst schuld. In der letzten Aprilwoche beendete sein Vorstandschef die Fusionsgespräche mit der Commerzbank. Der Zusammenschluss hätte der Deutschen Bank zwar etwas Sicherheit beim Kapital gebracht, aber keine vernünftige Ertragskraft, fand Christian Sewing nach Wochen des Sichtens und Rechnens. Zunächst gelang es der Bank, die Entscheidung wie ein Zeichen der Stärke aussehen zu lassen. Man konzentrierte sich jetzt aufs eigene Business und werde profitabler, erklärte Sewing im *heute-journal*. Der CEO gab sich tatkräftig. Wenn die Lage im einst so lukrativen Investmentbanking sich nicht nachhaltig bessere, dann »müssen wir uns etwas anderes überlegen«, sagte er der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*.

Es lief gut – bis Achleitner kam. Der Aufsichtsratschef sollte sich der *Financial Times* erklären. Und verhedderte sich. Angesprochen auf das Investmentbanking, sagte er, natürlich müsse sich jeder Manager immer dem Umfeld anpassen, zumal auf Kapitalmärkten. Aber hier »reden wir nicht über Strategie, wir reden nur über Umsetzung«. Was so viel hieß wie: Wir müssen uns nichts anderes überlegen, sondern unsere Strategie ausführen.

Am Morgen des Samstags, an dem Christian Sewing nach all dem Stress zu Hause seinen 49. Geburtstag feiern wollte, wurde den Bankoberen klar, was geschehen war. Und am Ende des Wochenendes hatte die Finanzwelt ihren neuesten Deutsche-Bank-Aufreger: Achleitner und Sewing über Kreuz. Und sie hatte ihren neuesten Vorwurf zur Hand: Paul Achleitner, das Wandelhindernis.

Gut möglich, dass die beiden Männer die Investmentbank unterschiedlich beurteilen, obwohl sie Einigkeit beteuern. Es hätte Tradition. Die Bank hat das Geschäft vor gut 20 Jahren hinzugekauft, groß gemacht und damit zeitweise Rekordgewinne kassiert. Später kam die Rechnung in Form von Milliardenstrafen für zahlreiche Skandale, die das so dringend benötigte Eigenkapital auf fraßen. Außerdem lagern jetzt große Mengen komplizierter Finanztitel in der Bilanz, mit denen kaum noch etwas zu gewinnen ist. Einer, der tief in die Bank blicken durfte, nennt diese bedrohlichen Papiere »Atom Müll« und meint, sie machten einen erheblichen Teil der immer noch riesigen Bilanzsumme von zuletzt rund 1,4 Billionen Euro aus. Gleichzeitig gibt es, angefangen beim obersten Investmentbanker Garth Ritchie mit 8,6 Millionen Euro Jahresverdienst, in der Bank immer noch gut 600 Gehaltsmillionäre. Die Boni fließen in guten wie in schlechten Zeiten.

Soll man nun das Investmentbanking, das im vergangenen halben Jahr Verluste machte, radikal

verkleinern? Diese Gewissensfrage schleppt die Deutsche Bank mit sich herum, seit Paul Achleitner anfang – samt unterschiedlichen Antworten. Der Investmentbanker Anshu Jain, der den Konzern von 2012 bis 2015 führte, wollte den Risikobereich zu neuer Größe führen. Bei John Cryan, dem gelernten Wirtschaftsprüfer und Finanzfachmann, der von 2015 bis 2018 Chef war, wurde der Standpunkt nie ganz klar. Von ihm übernahm der Risikomanager Christian Sewing, der ohne emotionale Altlast auf die Ertragservartungen bei den Investmentleuten schaut. Was er sieht, kann ihn nicht erfreuen.

Wenn eine Firma heute mit der Deutschen Bank arbeitet und ihr dabei kurzzeitig Geld leiht, muss sie mögliche Kreditausfälle versichern. Das ist bei Konkurrenzbanken auch so, bloß ist es bei der Deutschen Bank besonders teuer. Der Markt traut ihr nicht – und verlangt eine Art Sondergebühr. Also laufen weniger ganz alltägliche Geschäfte über die Bank aus Frankfurt am Main. Das müssen dann ihre Investmentkünstler in London mit schwierigen Deals ausgleichen, auch wenn die Märkte gerade nicht laufen. Das geht dann öfter schief, und am Ende muss die Führung sich fragen, wie lange sie das Spiel mitspielt.

Es ist, wie so vieles bei der Deutschen Bank, eine schwierige Entscheidung, weil keiner weiß, was genau geschieht, wenn auf den lautlosen Chefetagen ein Hebel umgelegt wird. Dort oben kann man auf die Dauer größtenteils nicht merken, ob man auf die Dauer größtenteils werden oder aber verzweifeln, wenn man merkt, dass Kontrolle angesichts all der komplexen Papiere, unverbunden nebeneinanderstehenden Geschäftsbereiche und unklaren Risiken eine Fiktion ist. Nicht einmal vor Hackern müssten sie hier oben Angst haben, witzeln sie unten in der Stadt. Die würden sich sofort im undurchschaubaren Computersystem verirren, wenn sie einbrächen.

Dass die Herren der Bank sich diesem Ambiente ehrfürchtig fügen, dass sie nicht in Großraumbüros mit den klügsten jungen Leuten der Bank umziehen oder wenigstens etwas Leben zu sich nach oben holen – es ist ein Zeichen dafür, dass hier immer noch mit der Vergangenheit gerungen wird. Mit der Macht und dem Nimbus vergangener Zeiten. Mit dem Niedergang.

Die Deutsche Bank sollte Paul Achleitners Meisterstück werden. Zehn Jahre Goldman, zehn Jahre Allianz und dann noch zehn Jahre als Aufsichtsratschef bei der Deutschen Bank. So in etwa war die Idee. Erst mal aufräumen nach den Jahren mit dem Schweizer Joe Ackermann an der Spitze, der stolz ohne Staatshilfe durch die Finanzkrise fuhr und am Ende aus dem Investmentbanking Milliarden erträge auf Kosten der Zukunft herauspresste. Den Kulturwandel weg von der gewissenlosen Zockerbank hin zur global tätigen Geschäftsbank betreiben. Und dann über den erneuten Aufstieg präsidieren. Stattdessen griff Achleitner in den Müll und fand keinen Boden.

Schon im April hatte er einmal zum Lunch geladen. Die Aufregung, die es bei der Deutschen Bank immer gibt, galt damals keinem Interviewpartner und auch nicht den Geschäften mit Donald Trump. Vielmehr liefen die Fusionsgespräche mit

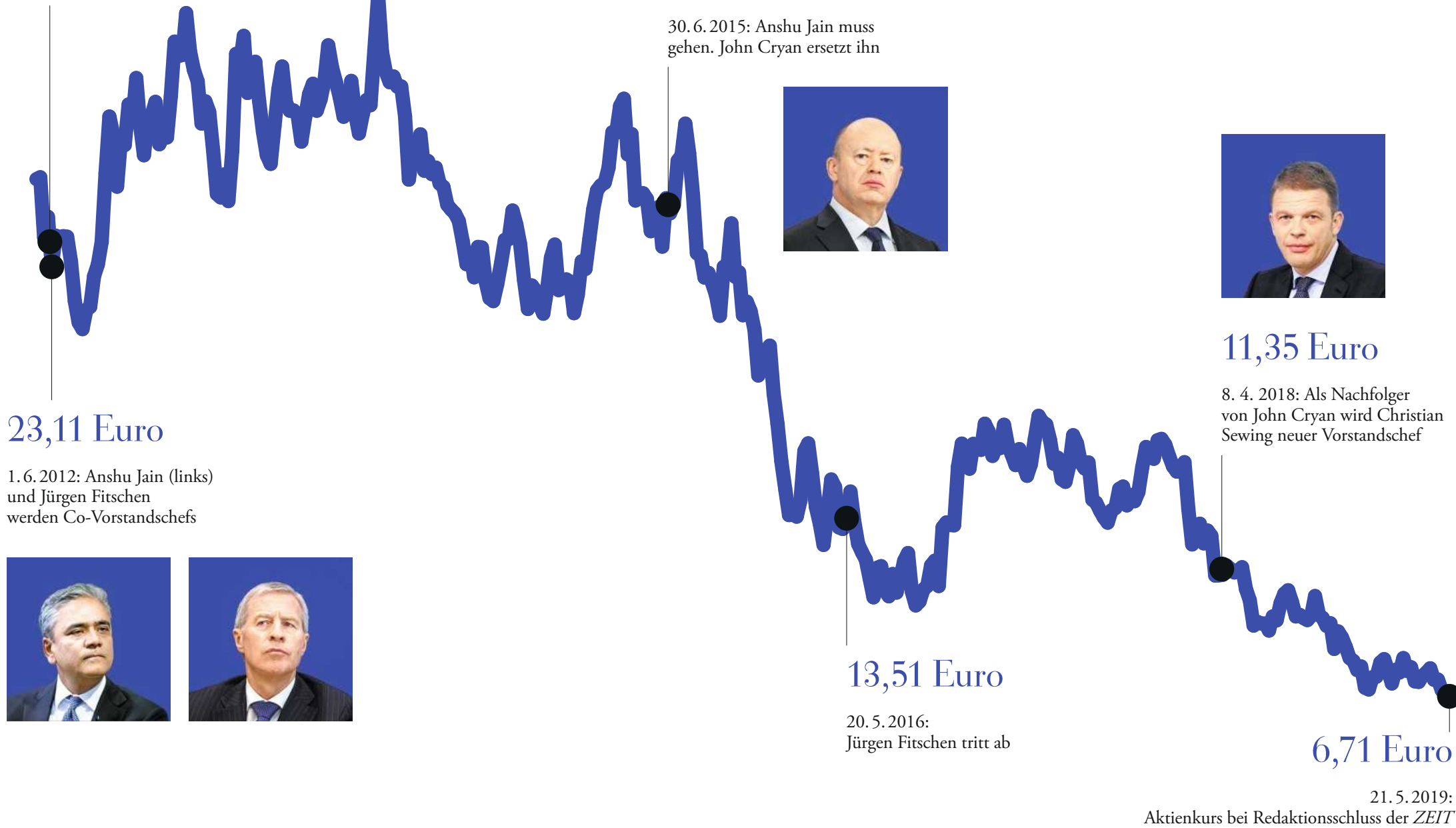


## Sieben Jahre Elend

Aktienkurs der Deutschen Bank in der Ära Achleitner

24,76 Euro

31. 5. 2012: Paul Achleitner wird Aufsichtsratschef



23,11 Euro

1. 6. 2012: Anshu Jain (links) und Jürgen Fitschen werden Co-Vorstandschefs



Mächtig einsam Fortsetzung von S. 23

der Commerzbank noch, und Achleitner wurde als übler Strippenzieher im Hintergrund dargestellt. Schon da stellte sich die Frage: Warum macht er das mit?

Geld genug fürs Leben hatte er schon durch den Börsengang von Goldman Sachs im Jahr 1999. Doch mit Mitte fünfzig wollte er mehr. »Hat mich dieses Amt gereizt? Aber natürlich«, sagt der Mann, der zu den Guten in der abgründigen Großfinanz gezählt werden möchte. Seine Rechnung ist nicht ausgefallen. Jetzt habe sein Ruf sehr gelitten, meint Achleitner selbst. »Kann ich die Deutungshoheit zurückgewinnen? Das wird schwer.«

Ein Commerzbanker, der ihn gut kennt, regt sich darüber auf, dass Achleitner heute jede Fehlentwicklung persönlich angehängt werde. Es wirke so, als »mache Sewing alles richtig und Achleitner alles falsch. Ich kaufe diese Geschichte nicht.« Von Anfang an sei Achleitner »das Opfer einer Kommunikationsstrategie« gewesen.

Tatsächlich haben die Bank und die für sie tätige Kommunikationsberatung Hering Schuppener seine Reputation schon früh benutzt. Um den umstrittenen Anshu Jain zu schützen und den Wandel glaubwürdig zu machen, schickten sie Achleitner vor. Weil er außerdem der – mit heute über 800.000 Euro Jahressalär – bestbezahlte Aufsichtsratschef eines Dax-Konzerns ist und ungewöhnlich viel Zeit in der Bank verbringt, galt der oberste Aufseher schnell als eine Art Co-Chef.

Zur Wahrheit gehört allerdings auch, dass er es gerne war. Achleitner gibt das heute indirekt zu, wenn er etwas schwermütig sagt: »Ich diszipliniere mich. Ich habe gelernt, voll und ganz Aufsichtsratsvorsitzender zu sein.«

So schwankt Paul Achleitner zwischen Bescheidenheit und hohem Anspruch. Die Bank soll so stabil werden, dass nicht eine einzelne Hausdurchsuchung wie vergangenen Herbst das ganze Haus nach unten ziehen kann – und der Aktienkurs soll nicht mehr unter einem Drittel dessen liegen, was die Bilanz an Werten ausweist. Seine Hoffnung, all das noch zu erreichen, heißt Christian Sewing. Achleitner ist stolz darauf, ihn an die Spitze geholt zu haben. Das merkt man ihm an.

Was nicht bekannt ist: Die Beziehung zwischen den beiden besteht schon, seit Christian Sewing bei der Suche nach Lösungen für die Griechenland-Krise dabei war und Achleitner als Teamleiter aufseiten der Allianz erlebte. Es machte Eindruck auf Sewing, dass Achleitner das Verdienst an der Arbeit seinen jungen Leuten zuschrieb und nicht sich selbst – er kannte das aus dem eigenen Haus nicht immer so. 2013 stieg Sewing zum Chef der internen Revision auf.

Sein neuer Aufsichtsratschef Achleitner ließ kein Treffen mit Sewing aus und unterstützte ihn, als er einen führenden Deutschbanker in London untersuchte und dafür auch die Mails von Anshu Jain einsehen wollte. »Compliance, Anshu«, soll Achleitner dem damaligen Vorstandschef gesagt haben, als der sich beschwerte – so sind die Regeln.

Nun sitzt Christian Sewing im 34. Stock, direkt über Achleitner, bei einem Mineralwasser und nimmt den Älteren in Schutz. Als Paul Achleitner zur Bank kam, so Sewing, »konnte auch er nicht erkennen, welches Ausmaß die Aldlasten annehmen würden«. Sewing nennt die Beziehung der beiden »tiefer, als die Leute denken«, spricht vom Gefühl, dem »Dr. Achleitner alles, was relevant ist, sagen zu können – auch wenn es keine guten Nachrichten sind«. Und als Achleitner ihn 2018 fragte, ob er der nächste CEO werden möchte, will Sewing geantwortet haben: »Ich mache es nur, wenn Sie bleiben.«

Ist Achleitner also sein Freund? Sewing denkt nach und schüttelt den Kopf: »Er ist Partner und Vorgesetzter.« Allerdings ein relativ schwacher, weil alle wissen: Wenn einer von beiden gehen muss, dann Achleitner. Es ist auch klar, wann es so weit wäre. Falls er sich dem Wandel widersetzt – was eher unwahrscheinlich ist. Oder falls die Großinvestoren und Aufsichtsräte die Geduld mit ihm verlieren. Dann wäre es an Christian Sewing, dem Mentor die Wahrheit zu sagen. Denn am Ende, so heißt das heute in dem Haus, das Jahrzehnte von Egomane an der Spitze bestimmt wurde, »am Ende zählt nur die Bank«.

Zwischen Macht und Menschlichkeit kann es kalt werden. Achleitner, dessen Vater ein kleiner Bankangestellter war und starb, als der Sohn gerade volljährig war, hat immer Mentoren gehabt. Heute ist er gerne selber einer, auch für Sewing.

Befreundete Manager erklären Achleitner manchmal, er sei zu loyal. Investmentbanker von der Wall Street sagen, er sei eine arme Sau. Andere gehen zu einem der Start-ups, die Banken das Leben heute schwer machen. Oder sie gehen segeln. Doch Paul Achleitner ringt um seine Lebensleistung, er will nicht klein beigeben, so käme ihm das jetzt vor.

Das kostet seinen Preis in einer Bank, zu deren Kultur Intrigen und taktische Volten gehören. Dazu die Frankfurter Spindoktoren, die draußen ihre Geschichten drehen und wenden. All das hat sich verselbstständigt: Seine drei Kinder würden wegen des Papas von der Seite angesprochen, klagt er, seine Frau, die Münchner Wirtschaftsprofessorin und mehrfache Aufsichtsrätin Ann-Kristin Achleitner, sei regelrecht angepöbeln worden.

Schwer ist das für einen, der immer smart und beliebt zugleich sein wollte. Der sich gerne daran

erinnert, wie er die Scharre mit der Dresdner Bank auswezte. Die Allianz kaufte sie und konnte sie doch nie richtig integrieren. Also sollte Achleitner sie im Jahr 2008 wieder verkaufen.

Erst hatte er chinesische Investoren an der Angel, die aber zurückzogen, weil sie im Jahr der Peking Olympischen Sommerspiele keine negativen Schlagzeilen riskieren wollten. Dann kam die Commerzbank, und es hieß jetzt oder nie. Achleitner verhandelte den Deal mit einer klitzekleinen Besonderheit. Es fehlte die Klausel, die normalerweise bei Übernahmen festlegt: Wenn binnen kurzer Zeit schlimme Ereignisse geschehen, wird zugunsten des Käufers nachgebessert. Ein paar Tage später ging die Wall-Street-Bank Lehman Brothers unter, die größte Finanzkrise der Nachkriegszeit begann – und bei der Allianz feierten sie ihren geschickten Finanzchef.

Auch das ist Achleitner. Clever und gerne einen Schritt voraus. Für jede Gelegenheit hat er solch eine Story. Die Deutsche Bank ist im Zickzack gefahren. Mal wollte man die Postbank verkaufen und stellte später fest, dass das gar nicht geht, weil sie zu eng mit dem Rest der Bank verflochten ist. Mal wurde die Vermögensverwaltung hin und her reformiert.

Fragt man Achleitner nach solchen Kehrtwenden, erzählt er vom amerikanischen Wirtschaftsforscher Harry Ansoff, den er als Doktorand traf. Demnach wollte Ansoff Strategie so erklären, dass sogar Paul sie verstehe. Also: Du gehst in eine Bar und nimmst dir vor, nur blonde Frauen anzusprechen. Dann setzt sich eine hübsche Rothaarige neben dich und fragt, ob ihr was zusammen trinken wollt. Nein? Dann bist du kein Strategie, sondern nur ein Idiot. Man muss flexibel sein, soll das in der Machosprache der Financier heißen – immer in Bewegung.

Das also könnte sie sein, die Achleitner-Geschichte, die gleichzeitig die Geschichte einer fehlgeleiteten Bank ist. Etwas naiv brach sie auf in die Welt des Investmentbankings. Sogenannte Regenmacher, also hochtalentiertere Investmentleute, sollten mit dem sicheren Kapital aus Deutschland im Ausland Milliarden verdienen. Dann verlor Frankfurt die Kontrolle. Niemand kann heute sicher sagen, ob daraus je wieder ein stabiles und gewinnträchtiges Geschäftsmodell wird, zumal sich neue Konkurrenten im Internet breit machen. Aber keiner kämpft in dieser Gemengelage so für die Bank wie Achleitner.

Die Geschichte ist nicht falsch. Doch es ist nicht unbedingt die ganze Geschichte.

Vergangene Woche erzählt ein ehemaliger Weggefährte in einem Hotel in Hamburg seine Version.

Davon, wie Achleitner ihn kühl abservieren ließ und dass er heute bei der Bank als unwillkommene Person gelte.

Dass Achleitner, der im größten Haifischbecken der Finanzbranche, bei Goldman Sachs, groß wurde, im Konfliktfall nicht ganz so edel ist, wie er sich gibt, kann nicht überraschen. Das gehört zum Überleben. Wichtiger ist ein anderer Vorwurf, den der Weggefährte erhebt. Achleitner, der Strategie, kümmere sich nicht um Details, dringe nicht vor ins Innerste der Bank, wo die Probleme lägen, auch wenn es für ihn als obersten Aufseher wichtig wäre.

Wer sich so durchlavieren, so geht diese Geschichte weiter, sei mitverantwortlich für den Zickzackkurs, weil er nicht genau wisse, was geht und was nicht. Demnach hat Achleitner, bevor er zur Bank kam, »nur die Villa und nicht den Garten besichtigt« – also nicht genau geprüft, worauf er sich einlässt. Ohne diese Detailkenntnis sei es auch kaum möglich gewesen, einen wirklich harten Schnitt zu vollziehen, bei dem man vielleicht die giftigen Teile der Bilanz in einer sogenannten Bad Bank hätte zurücklassen und mit dem Rest eine neue Bank hätte aufbauen können.

So gehört zum vollständigen Bild die Möglichkeit, dass der Regenmacher Paul Achleitner der falsche Mann für die Phase des Großreinemachens war. Und dass er hätte wissen können, welchen Job er da annimmt. Es gibt einen, der ihm immer wieder als Alternative vorgehalten wird: Axel Weber. Der Ex-Bundesbankchef war einmal für die Deutsche-Bank-Spitze im Gespräch, feierte dann aber Erfolge als Verwaltungsratspräsident der Schweizer Großbank UBS. Dort das Investmentbanking abzuschneiden sei auch einfach gewesen, sagen sie bei der Deutschen Bank. Weber sei einfach der bessere Selbstvermarkter. Doch ein anerkannter Wirtschaftsprüfer und erfahrener Finanzmann wie er hätte die Bank in Frankfurt vielleicht schneller und tiefer durchdrungen.

Das ist Schnee von gestern. Achleitner bleibt dran. Spricht von »Korrelation statt Kausalität«, dass Dinge also schief liefen, während er da war und nicht weil er da war. Seine joviale Art habe er eingebüßt, heißt es in der Bank. Er selbst hält sich für abgestumpft gegenüber den negativen Kommentaren und nicht mehr abhängig von äußerem Beifall. Ab einem gewissen Alter müsse man einfach mit sich im Reinen sein. Paul Achleitner sagt es selbst: »Christian Sewing ist auf jeden Fall mein letzter Vorstandschef bei der Deutschen Bank.« Das heißt dann wohl auch, dass er von sich aus gehen würde, wenn das Vertrauen gänzlich schwindet.

www.zeit.de/audio

MACHER UND MÄRKTE

## Google sponsert Berliner Institut

18

Millionen Euro wird das Humboldt Institut insgesamt erhalten

Das Berliner **Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft (HIIG)** hat sich eine erneute Finanzierung in Höhe von 4,5 Millionen Euro durch **Google** gesichert. Das Geld fließt über die von Google gegründete **Gesellschaft für Förderung der Internetforschung (GFI)** und steht dem Institut während der nächsten drei Jahre zur Verfügung. Damit erhöht sich der von Google an das HIIG bezahlte Förderbetrag bis 2021 auf 18 Millionen Euro. »Wir haben hart dafür gekämpft, dass es weitergeht«, sagte der Forschungsdirektor **Thomas Schildhauer** der **ZEIT**. Das Institut beschäftigt sich mit der Regulierung der Internetwirtschaft, mit Big-Data und künstlicher Intelligenz.

Google ermöglichte die Gründung des HIIG im Jahr 2011 durch eine Spende und finanziert es seither jährlich. Im laufenden Geschäftsjahr machen die Zuwendungen von Google noch etwa die Hälfte des Etats aus. Das Berliner Institut ist als gemeinnützige GmbH konstituiert und wird von der **Stiftung Internet und Gesellschaft** getragen. Deren Satzung garantiert einem Vertreter der hundertprozentigen Google-Tochter GFI einen permanenten Sitz im Stifterrat. **IM**

## Deutsche schützen sich nicht im Internet

84 %

der Deutschen wollen, dass ihre Geheimnisse geheim bleiben

Die Deutschen sind ein Volk von Geheimnisträgern. So halten 84 Prozent aller Deutschen Geheimnisse für wichtig und wollen auch nicht, dass diese ans Licht kommen. Dies geht aus einer repräsentativen Studie hervor, die das Cybersicherheitsunternehmen **Kaspersky Lab** bei dem Marktforschungsinstitut Arlington Research in Auftrag gegeben hat. Demnach sind 76 Prozent der Deutschen der Ansicht, dass in der digital vernetzten Welt der Schutz der **Privatsphäre** noch wichtiger sei als früher. Trotzdem unternehmen die Deutschen offenbar nicht genug, um diese zu schützen, schreiben die Autoren der Studie. So würden beispielsweise viele Deutsche nicht darauf achten, was sie auf Social-Media-Kanälen wie Twitter oder Facebook posten. Die wenigsten Nutzer würden über die Folgen nachdenken, die es haben könnte, wenn sie ein Foto aus dem Urlaub auf Social-Media-Kanälen mit anderen teilen. Dabei fürchtet rund ein Drittel aller Befragten sich davor, dass ihr **Arbeitgeber** von möglichen Geheimnissen erfährt, und 22 Prozent fürchten in einem solchen Fall sogar um ihren Job. **IM**

## Bosch will auch Lufttaxis steuern

Ob in Lastwagen, Autos oder E-Bikes – überall findet man Elektronik von **Bosch**, des weltgrößten Automobilzulieferers. Doch jetzt wollen die Schwaben auch noch in die Luft gehen. Dafür hat das Unternehmen eine »Sensorbox« konstruiert, mit der Lufttaxis gesteuert werden können. Derartige Objekte werden derzeit von verschiedenen Firmen erprobt. Sie sollen vor allem als Zubringer die Innenstädte mit den Flughäfen verbinden und können dank E-Motor senkrecht starten. »Spätestens 2023 werden die ersten Lufttaxis in Großstädten abheben«, sagt **Harald Kröger**, Chef des Bereichs Automotive Electronics bei Bosch voraus. Die Flugtaxis sollen laut Studien dann rasant durchsetzen. Die in den Boxen zu einem Universalsteuergerät verbauten Sensoren (Position, Tempo und so weiter) hätten sich laut Bosch seit Langem im Automobil bewährt. Dabei soll die Technologie angeblich viel günstiger sein als die bislang in der Luftfahrt genutzten Systeme. **DHL**

## Das Problem mit Donald Trump

Kommt die Deutsche Bank in den USA wegen ihrer Geschäfte mit Präsident Donald Trump erneut ins Visier von Aufsichtsbehörden? Hintergrund ist ein Bericht der **New York Times**, in dem Ex-Mitarbeiter der Bank schwere Vorwürfe erheben. Führende Manager hätten hauseigene Kontrollen daran gehindert, verdächtige Transaktionen von Trumps Unternehmen und Stiftung sowie von Firmen seines Schwieger-

sohnes Jared Kushner an die zuständigen Stellen im US-Finanzministerium zu melden. Der Bericht der **Times** bezieht sich auf mutmaßliche Aktivitäten in den Jahren 2016 und 2017, als Trump teilweise bereits Präsident war. Die Frankfurter Bank ist seit vielen Jahren Geschäftspartner von Trump und seinem Schwiegervater. Beiden hat sie in dieser Zeit Hunderte Millionen Dollar an Krediten für

ihre Unternehmen gewährt. Der **ZEIT** erklärte die Deutsche Bank in New York nun, man nehme Maßnahmen gegen Geldwäsche sehr ernst und habe zusätzliche Mitarbeiter für die Überwachung eingestellt. »Zu keiner Zeit wurde ein hausinterner Prüfer daran gehindert, Aktivitäten als verdächtig zu melden.« Der Vorwurf, die Bank habe Mitarbeiter versetzt oder gefeuert, um einen Kunden zu schützen,

sei grundfalsch. Auch Trump kritisierte die Darstellung und bestritt, dass er von keiner anderen Bank als Kunde akzeptiert worden sei. Abgeordnete der Demokraten haben von der Deutschen Bank schon längst Einblick in die Transaktionen Trumps gefordert. Über dessen Vermögensverhältnisse herrscht Unklarheit. Anders als seine Amtsvorgänger hat er seine Steuererklärungen nie veröffentlicht. **HB**